Der

Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 48.

Den 25ten November 1809.

Erklärung des Kupfers.

Glogau.

Vor kurzem wurde in dem bekannten Tagebuche auch eine Ansicht von der Stadt Glogau geliefert, und zwar von der Seite, wie man solche von dem Preußischen Thore sieht.

Wir bringen hier in diesem Blatte auch eine ob zwar kleinere Abbildung von dieser Stadt, aber grade von der entgegengesetzten Seite, wo man den Dohm rechts und die andern Gebäude der Stadt zur Linken sieht.

Im Vordergrunde zeigen sich vorzüglich die Sternschanze und andere Festungs-Werke und auch ein Theil des Oderstroms mit dem daran grenzenden Weidengebüsche.

Schlummerlied.

Liebes Püppchen, schau doch, schau!
Tagdieb stolzt dort wie ein Pfau.
Weißt du, was er täglich thut?
Nun — er ißt und trinkt und ruht
Und — schmauchet.

Nüchtern greift der arme Tropf,
Kaum erwacht, zum Pfeifenkopf.
Zwölf Loth Knaster, Tag für Tag,
Dampft er in die Luft und mag
Nur — Fremden.

Andrer Leute Speis und Trank
Schmecken ihm allein zu Dank.
Glaub's, er frißt dir wie ein Straus,
Schlürft zwölf Tassen Kaffee aus
Und — durstet.

Ey! das bringt ihm großen Ruhm;
Denn er schont sein Eigenthum.
Thoren fehlt es stets an Geld —
Klug ist, wer's gleich ihm, behält
Im — Kasten.

Tausend Arme drückt die Noth,
Haben weder Dach noch Brodt.

Wären

Wären sie so klug, wie er,
O! dann brauchten sie nicht mehr
Zu — hungern.

Während diese seufzen: o!
Ist er seines — Magens froh,
Und er schämt und grämt sich nicht,
Wenn vor seinem Angesicht
Uns — frieret.

Gelt, das ist ein ganzer Kerl?
Mager ist er, wie ein Querl,
Ist die Krone aller Herrn,
Die, von Sorg und Kummer fern,
Nur — lungern.

Aber — schleuß die Aeuglein zu —
Schlaf in ungestöhrter Ruh.
Werde brav und unsre Zier,
Und das tagediebsche Thier
Laß — dampfen.

Geckert.

Richard Mowbray und Klarissa.

(Fortsetzung.)

Jeden Abend wandelte Klarissa nach der Hitze des Tages an das Seeufer, auf dem sie wohnte, mit

ihres Mannes Schwester, die ihre vertraute Freundin war, und unterhielt sich mit ihr über Gegenstände, die ihr dort ins Auge fielen, oder über ihre künftige Einrichtung, die sie bei ihren veränderten Vermögensumständen einführen wollten. Einst standen sie ebenfalls am Meere, harmlos und ruhig und betrachteten den Untergang der Sonne, die friedliche Fläche der See, die langsam herwogenden Wellen, die ans Ufer rollten und sich zu ihren Füßen brachen.

Die Schwägerin Klarissa's bemerkte in einiger Entfernung etwas schwimmen, welches ihr wie ein Kasten vorkam; sie zeigte es ihrer Freundin und sagte mit Lächeln, daß wenn die Kiste ans Ufer käme und voll Juwelen wäre, sie allein Recht darauf habe. Beide hefteten auf diese Trümmer ihre Augen, während die Schwägerin immer noch von ihren ersten Ansprüchen redete, jedoch versprach, daß wenn der Fund von Werth sey, sie dem Kinde, mit dem jene in Hoffnung ging, ein gutes Pathengeschenk machen werde.

Ihr Scherz endigte sich, als sie einen menschlichen Leichnam erkannten. Die junge Frau, von Natur weichmüthig und mitleidig, machte manche traurige Bemerkungen. „Wer weiß, sagte sie, dieser Mann ist vielleicht die einzige Hofnung und der einzige Erbe eines reichen Hauses, der Liebling zärtlicher Aeltern, die jetzt voll unzeitiger Freude sich mit dem Gedanken beschäftigen, ihm eine Braut zuzuführen, die sie für ihn ersehen haben! Oder könnte er nicht der Vater einer Familie seyn, die ganz von seiner Existenz abhängt! Da sind vielleicht

jetzt

jetzt ein halb Dutzend Kinder und ein trostloses Weib durch seinen Tod der drückendsten Armuth preisgegeben. Welches Vergnügen mag er sich versprochen haben von den verschiedenen Willkommen, den er in ihrer Mitte empfangen hätte. Aber laß uns gehen, es ist ein erschütternder Anblick; wir können nichts besseres thun, als dafür sorgen, daß der Leichnam anständig begraben werde.“

Sie wandte sich vom Ufer, als eben eine Welle den Leichnam ans Ufer warf. Augenblicklich schrie die Schwägerin: „O Richard, mein Bruder,“ und fiel zu Boden. Das unglückliche Weib kam ihrer Freundin zu Hülfe, als sie ihren eignen Mann zu ihren Füßen sah und in Ohnmacht über den Leichnam stürzte.

Eine alte Frau, die Richards Amme gewesen, kam in diesem Augenblick herbei, um sie zur Abendmahlzeit zu rufen und fand ihr Kind, wie sie Richarden immer noch zu nennen pflegte, und die beiden Damen todt liegend bei ihm. Ihr Jammergeschrei erweckte endlich die Schwester von ihrer Ohnmacht, aber die Frau war auf immer entschlummert.

Als die Einwohner des Schlosses und der Nachbarschaft hieher sich versammelten und traurig um die Leichen traten, fragte keiner den andern; die Gegenstände vor ihnen erzählten die Geschichte. Vielleicht noch rührender ist das Schicksal von

William und Maria.

Beide waren versprochen und wollten Hochzeit machen. Maria war die einzige Tochter. Ihr Vater

ter hatte die eigensinnige Grille, darauf zu bestehen, das junge Paar solle sich in derselben Kirche trauen lassen, in der er selbst copulirt war, in einem Dorfe von Westmorland, wohin er sie schickte, während er selbst, vom Podagra geplagt, in London liegen blieb. Der Bräutigam nahm bloß seinen Bedienten, die Braut ihr Kammermädchen mit. Sie hatten die angenehmste Reise, die man sich nur denken kann, zu dem Dorfe, von welchem der Bräutigam seinen Schwiegervater folgenden Brief sandte:

„Nach einer glücklichen und fröhlichen Reise bereiten wir uns jetzt auf die glückliche Stunde zu, in welcher ich Ihr Schwiegersohn werden soll. Ich versichere Sie, daß meine Braut in den Augen des Predigers, der Sie einst traute, noch ihre Mutter übertrifft, jedoch sagt er, daß der Rock mit großen Schößen, breiten Ermeln, die sammtenen Beinkleider, die Sie vormals getragen, einen besseren Putz gemacht hätten, als die modische Kleidung, in welcher ich erscheine. Indeß bin ich vergnügt, daß ich der zweite, vornehme Mann bin, den dieses Dorf seit langer Zeit hier gesehen hat und den es heute sehr heiter machen wird; so wie ich es mir angelegen seyn lassen werde, den Einwohnern einen fröhlichen Tag zu bereiten. Ihre Tochter, schön, wie ein Engel, grüßt Sie bestens; ich bin der glücklichste unter den Menschen.“

Die Einwohner des Dorfes waren um die Kirche versammelt und das glückliche Paar ging nach der Trauung in einem Garten spazieren. Der Bediente wußte, daß sein Herr gleich nachher den Ort wieder verlassen wolle, er hatte ihn seine Pistolen in

vo-

voriger Nacht abfeuern gesehen, er nahm daher die Zeit wahr, ging in die Stube und ladete sie wieder. Das junge Ehepaar kehrte zurück und nach mancherlei Scherzen über die ehemalige Brautwerberei, ergriff William die Pistole, welche er vergangene Nacht abgeschossen hatte, zielte auf sie hin und sagte auf die galanteste Weise und mit der liebevollsten Artigkeit während sie sich an seiner angenehmen Faselei ergötzte: „Nun, meine Schöne, bereue alle die Grausamkeiten, die du an mir begangen hast, bedenke, bevor du stirbst, wie oft du mich armen Mann hast unter dem Fenster frieren lassen, du mußt sterben, kleiner Tyrann, du mußt sterben mit den ganzen Werkzeugen des Todes und der Zerstöhrung, mit diesem bezaubernden Lächeln, diesen tödtlichen Haarlocken, diesen Pfeilen deines Blickes, die so oft mein Herz verwundet haben — „Gieb Feuer," rief sie lachend. Er drückte ab, sie fiel in ihrem Blute!

Wer kann seinen Zustand schildern! Indeß trug er sein Unglück mit so vieler Besonnenheit, daß er seinen Bedienten herbei rief. Der arme Mensch trat ein, sein Herr verschloß hinter ihm die Thüre. „Georg, sagte er. hast du diese Pistolen geladen? Ja! antwortete jener. Sogleich schoß William ihn mit der zweiten Pistole nieder. Darauf schrieb er unter tausend gebrochenen Seufzern, Wehklagen, verwirrten und erwürgenden Empfindungen und Schmerzen folgenden Brief an seinen Schwiegervater.

„Vor einer Stunde war ich der glücklichste Mensch, jetzt bin ich der unglückseligste unter der

Sonne

Sonne. Ihre Tochter liegt im Blute zu meinen Füßen, getödtet von meiner Hand durch die unzeitige Geschäftigkeit meines Bedienten, welcher ohne mein Vorwissen meine Pistolen ladete. Ich habe ihn dafür gemordet. Das ist mein Hochzeittag. Ich will unmittelbar meinem Weibe zum Grabe folgen. Doch bevor ich mich in meinen Degen stürze, beherrsche ich meine Verwirrung so weit, daß ich Ihnen die Geschichte meines Unglücks erzähle. Ich fürchte mein Herz wird es kaum so lange aushalten, bis es durchbohrt ist. Guter, alter Vater, bedenke: der deine Tochter tödtete, starb dafür! In dem Augenblick des Todes danke ich dir für alles, und bete für dich, ob ich es gleich nicht für mich selbst wage. Wenn es möglich ist, so verfluche mich nicht.

Recepte.

Wie mag es doch kommen, daß es jetzt keine Liebeskrankheiten giebt! Die griechischen und arabischen Aerzte rechneten diese zu den schwersten Krankheiten, gegen welche sie eine Menge seltsamer Recepte gesammelt hatten. Cadmus Milesius schrieb ein ganzes Buch von Mitteln gegen dergleichen Liebesparoxismen. Solche Patienten wurden ordentlich methodisch curirt, doch möchten die Arzeneien, die man anwandte, uns nicht ganz probat scheinen. So wurde zum Beispiel das Pulver von verbrannten Haaren oder Hemden derjenigen Person, für welche der Kranke Neigung gehabt hatte, angeordnet. Noch seltsamer wird uns der Rath des

Plinius

Plinius vorkommen, welcher vorschlägt, daß man einen Liebeskranken mit dem Staube bestreuen sollte, in dem sich ein Maulthier gewälzt habe. Die Kaiserin Faustina wurde mit dem getrunkenen Blute des Fechters, in den sie sich verliebt hatte, glücklich curirt. Der Geliebte wurde auf Anrathen der Aerzte getödtet und sein warmes Blut ihr als Medizin gegeben. Eine grausame Cur! Indeß berichtet Capitolinus, daß die Patientin seitdem ihrem ordentlichen Gemal angehangen und von ihm den Commodus geboren habe; dieser war aber so grausamer Natur, daß er wirklich aus Mord und Blutgier erwachsen schien.

Doch heut zu Tage braucht man nicht mehr Haarpulver, Eselsstaub, Menschenblut, weder Recepte, noch Arzte gegen die Liebe; die Menschen leiden entweder an dieser Krankheit nicht mehr, oder sie curiren sich selbst. Dies kann von außerordentlicher Stärke, oder von außerordentlicher Schwäche herrühren; große Tugenden, oder große Laster können dazu mitwirken. Was von beiden bei uns die Liebeskrankheiten verhindere, oder beherrsche, überlasse ich den Lesern selbst zu untersuchen.

Der Sclav ein König.

Im 17ten Jahrhundert wurden von Amsterdam zwei Schiffe nach Genua abgefertigt und von da nach Ostindien geschickt. Johann Maas erhielt darüber das Commando. Sie erreichten das Vorgebirge der guten Hoffnung, ein Sturm zwang sie

in

in der Folge bei der Insel Madagascar in dem Hafen Anton Gilen die Anker zu werfen. Alsbald erschien neben dem Ufer eine große Menge Volks mit Pfeilen und Bogen bewafnet, und die Holländer fürchteten, man möchte sie feindselig behandeln; sie steckten eine weiße Fahne auf, zum Zeichen, daß sie als Freunde eingelaufen wären.

Darauf rief einer von den Insulanern: „Holländische Männer, seyd ohne Furcht, kommt unbesorgt ans Land, es soll euch kein Leid widerfahren.“ Der Befehlshaber wunderte sich, daß er holländisch angeredet wurde, ließ sich sogleich ans Land bringen und wurde von dem König und den vornehmsten Einwohnern freundschaftlich empfangen und in die königliche Wohnung geführt. Dort fragte der König den holländischen Befehlshaber: was das für Volk und Schiffe wären, da er aus den Fahnen wahrnähme, daß sie nicht aus Holland unmittelbar kämen. Der Schiffscapitain gab ihm zur Antwort: sie wären zwar Holländer, ständen aber jetzt in dem Dienste des Grosherzogs von Toscana.

Nach mancherlei Gesprächen erkundigte sich der Schiffscapitain, woher er, der König so gut niederländisch reden gelernt habe? Dieser sagte ihm: „Vor 20 Jahren diente ich bei einem Steuermann mit Namen Johann Maas, einem Holländer und fuhr mit ihm mehrmals nach Ostindien; es war ein guter, leutseliger Mann, er behandelte mich gütig und ließ mich im Lesen und Schreiben unterrichten, eine Sache, die mir in der Folge nützlich geworden und mir zu einem großen Ansehen unter meinen Landsleuten in Madagascar geholfen hat. Es traf

sich

sich, daß das Schiff meines Herrn bei einem Sturm seine Masten verlor und derselbe gezwungen war, bei dieser Insel einzulaufen. Während das Schiff ausgebessert wurde, lief ich fort und kam nicht eher zurück ans Ufer, als bis das Schiff abgesegelt war. Meine Erfahrung und Kenntniß machten mich bei den Einwohnern so beliebt, daß sie mich nach dem Ableben des vorigen Regenten zu ihrem König wählten."

„Ist ihr Name, sagte der Schiffscapitain, nicht Diembro"? Der König sah ihn bei dieser Frage an und forschte nach, woher er ihn kenne. Dieser lächelte und sagte: „kennen Sie nicht mehr Johann Maas, der vor ihnen steht"? — Der König war gerührt und erstaunt, fiel seinem alten Herrn um den Hals, vergoß Freudenthränen und küßte ihn entzückt vor Lust ihn wieder zu sehen. Er rief: „Sie sind mein Herr, mein Wohlthäter gewesen, ich bin Ihnen die größte Dankbarkeit schuldig, alles, was ich habe, steht zu ihrem Dienste, Fleisch, Früchte, Landesproducte, ohne Geld, ohne Tausch. Der Schiffscapitain schlug alles aus, bat nichts weiter, als daß die freie Austauschung der Waaren gegen einander gestattet werden und fortdauernde Freundschaft zwischen ihnen bleiben möchte.

Edles Geständniß.

Der Kaiser Friedrich besuchte einst den König von Arragonien Alfonsus und wohnte seiner Krönung bei. Als er wieder nach Deutschland zurückkehrte, ward

ward er von seinen Großen und Hofleuten gefragt, was ihm in Arragonien vorzüglich gefallen habe. Er antwortete: die Weisheit, Erfahrung und Regententugend des Königs Alfonsus." Die Schmarotzer machten darauf die Bemerkung, daß ein Kaiser, wie er, mit so großem Verstand, Einsicht und Klugheit ausgerüstet, wohl kaum seines Gleichen finden, noch viel weniger einen fremden König bewundern dürfte, den er nicht nur an Verdienst und großen persönlichen Eigenschaften, sondern auch an Macht und Würde überträfe." Der Kaiser blieb bei seiner Meinung und sagte: „Wenn ich gleich ein größeres Reich beherrsche und mir von den Menschen der Vorrang vor ihm eingeräumt wird: so halt' ich doch den König Alfonsus für glorwürdiger, weil er mich durch die Vorzüge seines Geistes und Charakters übertrifft und ich bei ihm in die Schule gehen könnte." Ein solches edles Bekenntniß von einem mächtigen Kaiser beschämte eben so sehr die Hofschranzen und Schmeichler, als es diejenigen in Bewunderung setzte, welche grade nicht zu dieser Race gehörten und den Menschen nach seinem wirklichen Werth beurtheilen und schätzen konnten.

Der Stolze

Wenn man die Schwäche der Eitelkeit, als einen unschädlichen Appendix des Menschengeschlechts betrachten kann: so ist dagegen der Stolz ein Fehler, welcher Lachen erregt, oft widerlich wird und Schaden bringt. Die Eitelkeit bewegt sich in den nie-

niedrigen Sfären artig und leicht und dreht sich in Kleinigkeiten herum, aber der Stolze erhebt sich majestätisch über das Gemeine und sucht anderen die Meinung zu geben, daß große Eigenschaften und Vorzüge, die von allen Menschen als solche anerkannt werden, ihn zu größeren Ansprüchen auf Hochachtung und Verehrung berechtigen. Er maßt sich eine Wichtigkeit an, als seyen alle andere Menschen nichts, und er alles. Die Eitelkeit gewöhnlicher Menschen verachtet er, weil er stark genug ist, allerdings solche Dinge zu ergreifen, die den Stolz des Menschengeschlechts ausmachen, aber indem er diese Dinge nicht an sich will, sondern nur ihre zufälligen Folgen, ihre Belohnungen: so wird er lächerlich.

Ein großer Verstand erwirbt immer eine gewisse Achtung und dies um so mehr, je bereitwilliger er den richtigen Ideen anderer Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Der Stolze hält seine Gedanken allein untrüglich, verträgt keinen Widerspruch, glaubt sich herabgesetzt, wenn andere eine Sache so gut, oder auch besser verstehen als er selbst; er will in allen Dingen entscheiden, selbst in solchen, die er gar nicht beurtheilen kann.

Es steht einen Menschen wohl an, große, auf die Gesellschaft influirende Handlungen und Thaten auszuführen, der Stolze drängt sich heran, spornt alle seine Kräfte zu einem glücklichen Ausgang, aber nicht, um dem Menschengeschlecht zu nützen und dasselbe glücklicher zu machen, sondern für sich Ruhm und Ehre zu erwerben. Er sieht, daß mit hohen Aemtern ein glänzender Titel und große äußerliche

Ehre

Ehre verknüpft ist. Ihm ist es bei Erreichung eines solchen Postens nicht darum zu thun, treue Dienste zu leisten, sondern über andern zu stehen, zu befehlen und eines ausgezeichneten Ansehens zu genießen.

Die Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit, Treue werden als Tugenden gepriesen, der Stolze übt sie gewissenhaft, nicht aus Pflichtgefühl, sondern um gelobt zu werden.

Reichthum ist das beste Mittel, Freude zu machen, Gutes zu thun und Elend zu vermindern; der Stolze giebt keinen Groschen aus, um die Noth zu verscheuchen; was er thut, geschieht um den Glanz seiner Person zu vermehren und von den Menschen öffentlich gepriesen zu werden. Alles Gute, was er ausführt, geschieht nicht um das Bedürfniß der Menschheit, nicht aus Pflichtgefühl und Beruf, sondern der Ehre wegen. Die Ehre als eine begleitende Folge, ist ihm bei Allem das Wichtigste und er unterläßt die edelste That, die für den Augenblick könnte Verunglimpfung nach sich ziehen.

Kein Stolzer hat einen Freuud; was er so nennt, sind Schmarotzer, oder Männer, deren Glanz den seinigen vermehren kann. Ehe noch Severus zum Thron gelangte, ward er als Gesandter nach Afrika geschickt. Ihm begegnete ein Jugendfreund Coptilanus, der mit der größten Freude seines Herzens heransprang, ihn zu begrüßen. Severus ließ ihm eine Tracht Stockschläge aufzählen und das Feuer seiner Freundschaft abkühlen.

Aus Mexiko.

Unsere neugierigen Naturforscher haben zeither mancherlei Versuche angestellt. Unter andern wurde eine Spitzbubenbande von 15 Personen eingefangen, und vor drei Tagen hingerichtet. Mit ihren Köpfen wurde viel experimentirt, ein Versuch aber, welcher mit einem der wildesten Häupter angestellt wurde, brachte das ganze tragisch gestimmte Publicum, welches um das Schafott stand, zu einer lauten Verwunderung.

Don Emanuel Rodrigo, ein Mann von seltenem Scharfsinn, schnupft leidenschaftlich Tabak. Er konnte seine Dose nicht so lange entbehren, als er seine Beobachtungen anstellte. Er setzte daher den schwarzen Kopf auf den Tisch, welcher zur Bequemlichkeit der Herrn dastand, und fütterte zuvor seine Geruchswerkzeuge. Mittlerweile fiel ihm ein, ob nicht der reizerregende Schnupftabak auch bei einem todten Kopfe zu Entdeckungen führen könnte. Er nahm sogleich alle Finger voll Spaniol, und stopfte diesen in die Nase des Kopfes. Kaum hatte Don Rodrigo seine Dose zugemacht und wieder in die Tasche gesteckt: so fing der Kopf auf dem Tische so heftig an zu nießen, daß es weit und breit gehört wurde. Und dieses Nießen wiederholt' er wenigstens zehnmal. Sie können sich vorstellen, was das für Aufsehen machte.

Sanftmuth.

Philipp I. schrieb einst bis spät in die Nacht, zuletzt verfertigte er noch einen Brief, den er seinem Secretair gab, um ihn zu brechen und zuzusiegeln.

geln. Da der Brief noch naß war, so wollte er ihn mit Sand bestreuen, ergriff aber statt der Sandbüchse das Tintefaß und begoß das ganze Papier. Der Sekretair ward todtenblaß und war außer sich vor Schrecken. Philipp war indeß gütig genug zu sagen: Beruhige dich, gieb einen andern Bogen her! Der König setzte sich nieder und schrieb den Brief noch einmal.

Auflösung der Charade im vorigen Stück.

Salz.

Charade.

Das Erste ist ein Winterkleid;
Es gibt das Daseyn einem Riesen,
der dir im Zweiten wird gewiesen,
der mächtig steht im Tod der schönen Zeit,
die alle Dichter priesen.
Wacht auf das Leben der Natur:
dann schwindet bis zur letzten Spur
der Held aus Tod erzeugt,
vom Lebenshauch verscheucht!
Tilgst du sein Erstes in Gedanken,
dann ist's ein Gegenstand der Liebe,
doch mit demselben hält's in Schranken
die flammenvollsten Triebe!

Dieser Erzähler wird jeden Sonnabend ausgegeben, und ist in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth in Breslau so wie auf allen Königl. Preuß. Postämtern zu haben.



10. 48.



Glogau